



Im Büro des obersten Gärtners der Stadt dürfen Zimmerpflanzen natürlich nicht fehlen.

Fotos: Peter Pfister

Felix Guhl ist seit 16 Jahren Chef der Schaffhauser Stadtgärtnerei

«Wir sind mediterranisiert»

■ Marlon Rusch

Felix Guhl, Sie sind gelernter Gärtner. Heute tragen Sie Anzug und arbeiten grösstenteils im Büro. Kommen Sie überhaupt noch zum Gärtnern?

Ja, jeweils am Samstagnachmittag, aber in meinem privaten Garten. In meiner Funktion als Stadtgärtner komme ich praktisch nicht mehr raus, mein Terminkalender ist ziemlich voll mit klassischen Managementaufgaben. Die Woche ist geprägt von vielen Sitzungen. Planungssitzungen mit den Leuten vom Baureferat, Betriebssitzungen mit den Obergärtnern und so weiter.

Sie sind seit 1998 Jahren im Amt. Können Sie in groben Zügen zusammen-

fassen, wie sich die Stadtgärtnerei seither verändert hat?

Vor allem innerbetrieblich ist in den 16 Jahren viel passiert. Mein Vorgänger, Emil Wiesli, besass noch keinen Computer. Als ich anfang, wurden die Grünanlagen noch mittels Karteikarten erfasst, heute haben wir ein digitales Grünflächenmanagement. Ausserdem hat unser Team ein Leitbild entworfen, das nicht Makulatur ist, sondern auch umgesetzt wird. Ich behaupte, nicht zuletzt deswegen haben wir ein sehr gutes Betriebsklima hinbekommen. In der Stadt spürbar ist neben baulichen Massnahmen vor allem eine Akzentuierung der bestehenden Grünflächen. Viele Bepflanzungen waren früher sogenannte «unterhaltsarm». Das war irgendwann nicht mehr befriedigend. Wir ha-

100-Jahre-Jubiläum

Die Stadtgärtnerei Schaffhausen kann dieses Jahr einen runden Geburtstag feiern. Gegründet wurde sie 1914, weil der frisch eingeweihte Waldfriedhof unterhalten werden musste. Heute zählt die Stadtgärtnerei rund 65 Mitarbeitende und bewirtschaftet rund 1 Million Quadratmeter Grünfläche. Der Waldfriedhof gilt als eine der schönsten Parkanlagen der Schweiz. Am übernächsten Wochenende (26./27. April) finden bei der Stadtgärtnerei (Rheinhardstrasse 6, vis à vis Waldfriedhof) umfangreiche Feierlichkeiten statt. (mr.)

ben diese Flächen angepasst, umgewandelt und pflegen sie heute naturnah.

Unter Ihrem Vorgänger nahm das Gebiet der Stadtgärtnerei analog zum Bevölkerungswachstum massiv zu. Emil Wiesli hatte viel Gestaltungsspielraum. In den letzten Jahren kamen nicht mehr viele Flächen dazu. Sind Sie dazu verdammt, lediglich zu verwalten?

Nein, wir haben zwar fast keine Neubauten und arbeiten auf den bestehenden Flächen, doch auch dort können wir gestalten. Zum Beispiel bei den Spielplätzen, wo es grossen Erneuerungsbedarf gab. Wir konnten einen Naturrasen-Fussballplatz zu einem Kunstrasenplatz umbauen, den Gärtnereibetrieb modernisieren. Es gibt durchaus Spielraum.

Wie haben sich die Ansprüche der Bevölkerung an die Grünflächen gewandelt?

Es hat ein gesellschaftlicher Wandel im Freizeitverhalten stattgefunden, wir nennen das die «Mediterranisierung der Gesellschaft». Heute wird der öffentliche Raum viel intensiver genutzt als noch vor ein paar Jahrzehnten, zum Joggen, Inlineskaten, Slacklines, Mittagessen. Doch wir müssen nicht nur Lösungen für die Mehrbelastung finden, auch der Qualitätsanspruch ist gestiegen. Heute wird nicht mehr akzeptiert, dass Fussballplätze braune Flächen aufweisen, während das vor 20 Jahren noch normal war. Die Pflegearbeit musste also stark intensiviert werden.

Felix Guhl

Felix Guhl ist 1957 geboren und in der Zürcher Altstadt aufgewachsen. Nach der Schule besuchte er die Gartenbauschule in Oeschberg, wo er sich zum Landschaftsgärtner ausbilden liess. Anschliessend absolvierte er ein Studium zum Landschaftsarchitekten an der Hochschule Rapperswil und gründete in Zürich ein Landschaftsarchitekturbüro. 1998 nahm er die Stelle als Bereichsleiter der Stadtgärtnerei Schaffhausen an und zog mit seiner Frau und seinen beiden heute erwachsenen Kindern an den Ort seines Wirkens. (mr.)



«Die Ansprüche der Menschen an die Grünflächen sind gestiegen.»

Mit der intensiveren Nutzung der Grünflächen geht auch Littering einher, gerade beim Lindli ist das immer wieder ein Thema.

Das Littering ist ein grosses Problem, vor allem, weil es sehr viel Arbeit verursacht. Und es ist eine Sisyphusarbeit, kaum hat man aufgeräumt, ist der Müll wieder da. Für die Mitarbeiter ist es schwierig, sich immer wieder neu zu motivieren, wenn sie wissen, was sie in dieser Zeit sonst machen könnten. Interessant an unserem Beruf ist es ja, Anlagen über die Jahre und Jahrzehnte zu entwickeln.

Gibt es wirksame Möglichkeiten, präventiv gegen Littering und Vandalismus vorzugehen?

Ja. Zum Beispiel über Aufklärung in den Schulen. Wir haben beim Lindli Unterflurmülleimer installiert, die ein grosses Fassungsvermögen haben, sodass sie nicht gleich voll werden. Doch die Erfahrung zeigt, dass man schlicht fleissig aufräumen muss. Weniger rei-

nigen, um ein Zeichen zu setzen, bringt nichts, sichtbarer Abfall zieht neuen Abfall an. Das sieht man auch daran, dass in Naturwiesen mehr Abfall herumliegt als auf Rasenflächen. Das Littering ist zwar negativ, aber das ist bei intensiver Nut-

zung praktisch nicht vermeidbar. Und die Anlagen sollen genutzt werden, sie sind schliesslich dazu da, dass die Leute dort spielen und sich erholen.

Früher, als man in den Parks lediglich spazierte, waren Grünflächen ein Luxusgut. Heute, wo sie intensiver genutzt werden, haben sie an Bedeutung gewonnen. Ist diese Legitimation wichtig, um gegen geplante Sparübungen vorzugehen?

Das ist schwierig zu sagen. Auch wir sind nicht vor Spardruck gefeit und mussten Projekte, die wir seit Längerem umsetzen wollen, aus Spargründen auf die lange Bank schieben oder uns ganz von ihnen verabschieden.

Was sind das für Projekte?

Eines der wichtigsten ist die Umgestaltung des Schauweckerguts. Diese Anlage ist in vielerlei Hinsicht desolat und hätte viel Potenzial, das wir hoffentlich bald ausschöpfen können.

Ein anderes Projekt war der Spielplatz im Belair, den wir schliesslich abbauen mussten, weil es keine Gelder gab.

Haben Sie beim Budget keinen Spielraum?

«Müll zieht noch mehr Müll an»

Drei Viertel des Budgets bestehen aus Fixkosten für Unterhalt, Friedhofsarbeiten, Arbeit in der Gärtnerei. Projektbezogene Ausgaben für bauliche Planungen und Massnahmen werden eigens budgetiert. Grössere Projekte wie der Kunstrasen, das neue Betriebsgebäude und die neuen Abschiedsräume im Friedhof laufen dann in die Investitionsrechnung der Stadt. Viel Spielraum bleibt da nicht.

Viele Ihrer Projekte kommen aber trotzdem wie gewünscht zustande. Dies wohl nicht zuletzt, weil die Stadtgärtnerei in der Bevölkerung einen guten Ruf geniesst. Was ist Ihr Rezept dafür?

Wir versuchen, nicht nur gute Arbeit zu leisten, sondern diese auch zu kommunizieren. Wir haben zum Beispiel den Bereich Blumenschmuck in den letzten Jahren intensiviert. Das ist vielleicht etwas plakativ, aber gerade deshalb fällt es auf. Für den Blumenschmuck bekommen wir viel Lob, und das ist auch förderlich für andere Bereiche, die der Bevölkerung nicht direkt ins Auge springen. Solche Tricks sind manchmal nötig. Dabei lässt sich der Wert von Grünanlagen eigentlich mit diversen Studien nachweisen: In den Bereichen Gesundheit, soziales Zusammenleben und nicht zuletzt auch aus wirtschaftlicher Perspektive. Zum Beispiel sind die Immobilienpreise in Quartieren mit guter Grünversorgung höher als in anderen.

In anderen Gemeinden ist die öffentliche Gärtnerei nicht so breit akzeptiert wie in Schaffhausen. Was machen diese falsch?

Der raue Wind kommt meist von der Politik, nicht von der Bevölkerung, da kann man der Gärtnerei kaum einen Vorwurf machen. In Winterthur gibt es sogar einen Vorstoss, die Stadtgärtnerei ganz aufzulösen.

Macht das Sinn?

Nein, überhaupt nicht. Solche Bestrebungen wie in Winterthur laufen fast immer im Rahmen von Spardiskussionen, nur wird damit schlussendlich gar nicht gespart. Sparen kann man nur, wenn man die Qualität herunterfährt oder Leistung abbaut, aber das kann man

unabhängig davon, ob die Arbeit ein privater oder ein öffentlicher Betrieb erledigt. Aber wenn man einen Privaten beauftragt, wird der administrative Aufwand grösser, und der bleibt bei der öffentlichen Hand. Solche Gedanken werden leider in einigen Gemeinden nicht zu Ende gedacht.

Um die Kosten tief zu halten, wird oft beim Lohn gedrückt. Im letzten Jahr wurde im Schaffhauser Gartenbau heftig für einen Mindestlohn gekämpft und gestreikt. Zahlt die Stadtgärtnerei bessere Löhne?

Nein, das kann man so nicht grundsätzlich sagen. Wir sind dem städtischen Lohnsystem unterworfen. Mitarbeiter, die schon lange bei uns sind, haben einen guten Lohn, während Junge, frisch Rekrutierte am untersten Minimum sind. Wenn der Mindestlohn in drei Jahren umgesetzt wird und die Löhne der Privaten steigen, sind ein paar unserer Mitarbeiter unter dieser Grenze.

Gibt es Bestrebungen, das zu ändern?

Ja, wir haben diesbezüglich Gespräche mit dem Personaldienst aufgenommen. Es ist uns sehr wichtig, dass wir weiterhin junge Leute anstellen können, auch

für das Betriebsklima. Natürlich ist der Lohn nicht der einzige Aspekt, der eine gute Arbeitsstelle ausmacht.

«Gewisse Tricks sind manchmal nötig»

Wir haben beispielsweise geregelte Arbeitszeiten, was bei den Privaten oft nicht der Fall ist.

Wie sieht Ihr Verhältnis zu anderen Gartenbauunternehmen aus?

Im Bereich Pflanzenproduktion haben wir Anbauverträge mit Privaten. Im Bereich Grünanlagen vergeben wir praktisch alle baulichen Arbeiten an Drittfirmen. Den Unterhalt übernehmen wir handkehrum praktisch allein, der lässt sich auch besser planen.

Also gibt es keine Konkurrenz?

Gewisse Konkurrenz gibt es schon, beispielsweise im Bereich Floristik. Wir betreiben beim Waldfriedhof ja einen Blumenladen. Dieser muss wirtschaftlich selbsttragend sein, und somit bleibt die Konkurrenz.

In 100 Jahren Stadtgärtnerei gab es nur 4 Stadtgärtner. Im Schnitt bleibt man über 25 Jahre in diesem Amt. Was macht es so attraktiv?

Die Arbeit als Stadtgärtner ist von der Thematik her sehr vielfältig. Planerisches, Betriebliches und Praktisches kommen zusammen, man arbeitet direkt für die Gesellschaft, sieht, was man geschaffen hat, und ist eingebunden in die grossen Diskussionen. Dazu kommt, dass das Gärtnergeschäft langfristig angelegt ist. Ein Baum wirkt erst nach Jahrzehnten so, wie man sich das wünscht. Das ist sicher auch ein Grund, warum Stadtgärtner lange im Amt sind.



Felix Guhl vor dem «Fischli-Grab» im Waldfriedhof.